

Wie wir uns sehen

Ein Jahr in Mosambik

Ein Jahr in einer fremden Kultur kann Vieles verändern. Unumgänglich lernt man als Freiwillige*r während seiner Zeit in einem anderen Land so viel Neues über sich selbst und das eigene ‚Bild von der Welt‘, dass es sich kaum in einem Artikel zusammenfassen lässt. Ich versuche es trotzdem mit dem Blick auf die positiven Aspekte: Wie hat uns Mosambik geprägt?

Von Britta Hars

Ich habe mit einigen ehemaligen Freiwilligen gesprochen, um herauszufinden, welche zwischenmenschlichen und gesellschaftlichen Werte sie in Mosambik erfahren haben, die sie bis heute prägen. Ich wollte wissen, welche Erfahrungen wir alle teilen und wovon wir profitieren. Dabei haben viele unserer subjektiven Erfahrungen sicher mehrere Seiten, jede*r Einzelne war und ist mit anderen Gegebenheiten und Menschen konfrontiert, sowohl in Mosambik als auch in seiner/ihrer heutigen Umgebung. Deshalb geht es in diesem Artikel immer auch um persönliche, subjektive Transmission von Erfahrungen – was diese aber nicht minder wertvoll macht. Und um ehrlich zu sein: Ich konnte mich in jeder Erzählung der anderen Freiwilligen ein Stück weit selbst wieder finden.

Natürlich sind zwölf Monate keine Ewigkeit, gerade erst in der neuen Umgebung angekommen, sind sie schon wieder verstrichen. Gleichzeitig markieren diese wenigen Monate für viele jungen Menschen einen der oft prägendsten Abschnitte ihres Lebens. In unzähligen Alltagssituationen wird man zurück in Deutschland – oder eben dort, wo jede*r sein Leben gerade fortführt – an seine Zeit in Mosambik erinnert. Eine Begegnung, ein Buchtitel oder vielleicht ein Werbeplakat: Die Trigger sind mindestens so vielfältig wie die im Freiwilligen Sozialen Jahr erfahrenen Werte und Sichtweisen. Denn auch wenn vor allem soziale Situationen häufig als sehr ähnlich wahrgenommen werden – Menschen treffen sich, um gemeinsam zu Essen, sich zu unterhalten, zu lachen oder zu tanzen – gibt es doch eine Vielzahl grundlegender Unterschiede, die wir während der Zeit in Mosambik häufig spürten und auch an anderen Orten

immer wieder wahrnehmen. Den Einstieg möchte ich mit einer für mich bis heute unheimlich wertvollen ‚Lektion fürs Leben‘ beschreiben: dem Umgang mit Menschen mit Behinderung. Ich bin viel mit der Bahn unterwegs und beobachte dabei immer wieder, wie Menschen mit geistigen oder körperlichen Einschränkungen behandelt oder ‚beäugt‘ werden. Es scheint schwer zu fallen, sie neutral zu betrachten, sie auf dieselbe Stufe zu stellen wie sich selbst. Diese Distanz zeigt sich vor allem in einer erschreckend ängstlichen Vorsicht, die Menschen mit Behinderung entgegengebracht wird. Bloß nichts Falsches oder gar Anmaßendes tun. Am besten einfach gar nichts tun. Nicht lachen. Nicht lächeln. Nicht hinschauen. Und schon gar nicht behilflich sein, „die wollen ja am liebsten genau so sein wie wir ‚Normalen‘“. Also behandeln wir sie genau so, setzen ihrer Behinderung stoische Blindheit entgegen. Damit erreichen wir vor allem eines: Wir erkennen diesen Menschen ihr Anderssein ab und machen es uns und ihnen damit unmöglich, auf ihre Bedürfnisse einzugehen. Im Gegenteil, wir machen sie sogar zum Tabu.

In solchen Momenten werde ich immer an meine Zeit in Mosambik erinnert. Denn dort wird mit Menschen mit Behinderung ganz anders umgegangen. Ihr Anderssein wird offen angesprochen, ihre Bedürfnisse werden integer wahrgenommen – was nicht heißt, dass sie immer erfüllt werden. Doch sie sind immer selbstverständlich gewesen, das Verhalten der Menschen wurde nicht bewertet, sondern angenommen. Die Menschen, die selbst Einschränkungen haben, konnten ihre kreativen, manchmal eigenwillig scheinenden Lösungen für bestimmte Situationen umsetzen. Ihr anderer Lösungsweg wurde als naheliegend oder gar bewundernswert verstanden – nicht als gesellschaftlicher Fauxpas. Sie sind integriert, nehmen – soweit es geht – teil am ganz normalen Alltag und arrangieren sich dabei eben mit ihren Besonderheiten. Auch hier kommt ihnen dabei nicht ständig jemand zu Hilfe – zum einen haben sie weitaus mehr Handlungsspielraum außerhalb von Tabuzonen, zum anderen steht außer Frage, dass bei Bedarf jemand hilft. Ganz automatisch, ohne Aufsehen, fast beiläufig. Diese Beiläufigkeit, Normalität wünsche ich mir in vielen Situationen auch in den deutschen Zügen, in die deutschen Städten. Den Handlungsspielraum, die Freiheit und die Anerkennung, die Menschen mit Behinderung in Mosambik zuteil werden, wünsche ich uns auch hier. Ich selbst breche seit meiner Zeit in Mosambik dieses Tabu regelmäßig. Ganz selbstverständlich gehe ich zur Hand, wenn ich sehe, dass jemand zum Beispiel damit kämpft, einen Rollstuhl über die Bahnsteigkante zu heben, als wäre er ein Junge mit zwei funktionierenden Beinen. Und ich habe dafür noch niemals etwas anderes als freundliche, ungezwungene Erleichterung erhalten – begleitet von skeptischen, leicht verschämten Blicken der Umstehenden.

Ich habe diese Erfahrung so ausführlich beschrieben, da sie viele Aspekte dessen vereint, wovon mir die anderen ehemaligen Freiwilligen erzählt haben, welche Werte sie bis heute häufig erinnern, im Alltag spüren und anwenden.

Ob es dabei nun um ausgelassenes Tanzen, positives Körperbewusstsein, Religionsfreiheit oder eben den Umgang mit besonderen Bedürfnissen geht – unsere Erfahrungsberichte haben eines gemein-

„Im Mittelpunkt steht das Gefühl der Freiheit des Einzelnen in der Gesellschaft, das Gefühl, (vor)urteilsfrei akzeptiert zu werden.“

sam: Im Mittelpunkt steht das Gefühl der Freiheit des Einzelnen in der Gesellschaft, das Gefühl, (vor)urteilsfrei akzeptiert zu werden. Das ist nun natürlich etwas sehr rosig dargestellt und in der Realität ist häufig sicher sogar das Gegenteil der Fall. Doch es geht in diesem Artikel ja um die subjektiven Erfahrungen von ehemaligen Freiwilligendienstleistenden – und hier scheinen wir alle eine bis heute Wirkung zeigende Lektion in Akzeptanz und zwischenmenschlicher Wertschätzung erhalten zu haben.

Sicher ist die mosambikanische Gesellschaft nicht frei von Vorurteilen. Doch wir haben sie alle als sehr viel durchlässiger, flexibler, offener und toleranter erlebt, als wir das vorher gewohnt waren. Das macht sich vor allem im Umgang mit dem eigenen ‚Ich‘ bemerkbar. Wir lernten, unsere Körper zu lieben, auch wenn er nicht irgendeiner mitteleuropäischen Utopie gleicht. Wir lernten frei zu tanzen, unsere Emotionen zuzulassen und auszuleben, ohne dabei konventionellen Normen gerecht zu werden. Man lernte, anderen offener gegenüberzutreten, ihnen zuzuhören und auch mal Nein zu sagen, wenn man spürte, dass es wichtig und richtig ist. Und wir lernten, dass es für fast alles eine Lösung gibt. Auch wenn die vielleicht Zeit braucht, Helfer*innen und Unmengen Energie. Es gibt sie, und gemeinsam wird sie umsetzbar. Die Gemeinschaft und der offene, tolerante Umgang mit all ihren Mitgliedern war einer der Schlüssel zum Erfolg; häufig fehlende Hilfsmittel machten den Zusammenhalt unersetzlich.

Eine weitere wertvolle Erfahrung war das gegenseitige Unterstützen und Teilen – verbunden mit der Wahrnehmung des eigenen Privilegs; am einfachsten zusammenzufassen als dem "white privilege", mit welchem wir in Mosambik unumgänglich konfrontiert wurden. Obwohl wir auffielen und in gewisser Weise zunächst immer in die Schublade des „reichen Weißen“ gesteckt wurden, war es in den Freundeskreisen der Freiwilligen doch gang und gäbe, dass die Rechnung in Restaurant oder Kneipe gemeinsam beglichen wurde. Jede*r zahlte am Ende den Betrag, den er/sie gerade aufbringen konnte – und dabei wurde nicht erwartet, dass wir als Weiße den Löwenanteil übernahmen, was wir zu diesem Zeitpunkt nicht gekonnt hätten. Aus dieser Geste heraus hat sich u. a. der eigene Umgang mit Großzügigkeit und Fairness im eigenen Alltag verändert. Die Bereitschaft, jemandem unter die Arme zu greifen mit etwas, das uns selbst gerade nicht schmerzlich fehlt, sei es Zeit, Geld oder anderweitige Hilfe, ohne dafür eine konkrete Gegenleistung zu erwarten, ist in uns gewachsen. Soweit es möglich ist, überträgt man diese Freude am Geben und Teilen auch in den heutigen Alltag, sei es in Form einer ‚bedingungslosen‘ Einladung zum Kaffee oder weitreichender, z.B. beim ehrenamtlichen Engagement in sozialen und ökologischen Projekten, bei Aufklärungsarbeit oder indem einige mit einem Studium in Sozialer Arbeit oder Politik die gesellschaftliche Verantwortung vor wirtschaftlichen Erfolg stellen.

Die genannten gesellschaftlichen Momente sind sicher nur einige wenige Auszüge aus den unzähligen Eindrücken, die man in zwölf Monaten sammelt. Doch sie lassen sich in zahlreichen Alltagsszenen wiederfinden, die viele ehemalige Freiwillige erlebt haben. Gerade dieser alltägliche, selbstverständliche Umgang



Interkultureller Austausch durch weltwärts

Foto: Charlotte Wagner

miteinander hat unsere ‚Sicht der Dinge‘ heute in vielerlei Hinsicht verändert. Vieles von dem, was wir gelernt haben, hängt stark mit unserer Selbstwahrnehmung zusammen. Wir ordnen uns gelöster und vielleicht auch selbstbewusster im gesellschaftlichen Raum ein, genauso wie wir Eigenheiten Anderer eher wahrnehmen und akzeptieren, als wir es ohne die Erfahrungen in Mosambik vielleicht getan hätten. Auch den eigenen Körper, die eigenen inneren und äußeren vermeintlichen ‚Macken‘ nehmen wir mit mehr Gelassenheit wahr, lernen sie anzunehmen und zu schätzen und ihnen die positiven, schönen Seiten des eigenen Ichs voranzustellen.

Die Zeit in Mosambik hat uns daran erinnert, dass wir Teil einer Gemeinschaft sind. Mit anderen Augen nehmen wir wahr, dass Werte wie Großzügigkeit, Teilen, Akzeptanz und Nächstenliebe in unserer manchmal zu Materialismus tendierenden Leistungsgesellschaft gerne mal zu kurz kommen. Auch den Mut, diese Werte mit kleinen Gesten ‚gegen die Norm‘ aufleben zu lassen, auf die Gefahr hin, aufzufallen oder gar anzuecken, haben wir sicherlich bis zu einem gewissen Punkt unseren Erfahrungen und Begegnungen in Mosambik zu verdanken.

Um den Beiträgen aller Freiwilligen gerecht zu werden, die ihre Erfahrungen mit mir geteilt haben, möchte ich noch einmal betonen, dass die meisten von uns auch viele schmerzhaft und irritierende Situationen erlebt haben, dass ihre Berichte immer subjektiv und stellenweise einseitig und immer unter der Prämisse unseres "white privilege" zu betrachten sind. Dennoch bin ich überzeugt davon, dass unsere Erfahrungen es uns ermöglichen, einen Austausch auf Augenhöhe zu gestalten, bestehende Stereotype aufzuweichen und einen stetigen Beitrag zu einem besseren Miteinander zu leisten.

Britta Hars war 2014/15 im FSJ/weltwärts in Mosambik und ist Weihnachten 2016 zurück gekehrt.